

Nr. 249 Bromberg, den 29. Oktober 1932.

Mandus Frixens erste Reise

Roman von **Ewald Gerhard Seeliger.**

Neunzig Prozent Neptun.

Er fiel zwar nicht, wie Till Eulenspiegel, sofort nach der Taufe zum ersten Male ins Nasse, sondern erst an seinem fünften Geburtstage, dafür suchte er sich aber auch gleich ein viel größeres und tiefes Gewässer aus als den Dorfgraben von Kneitlingen. Seine Mutter, Auguste Frixen geborene Köhn, schwatzte an diesem denkwürdigen Tage auf dem Achterdeck eines Alsterdampfbootes mit einer guten Freundin, die sie seit einer Ewigkeit nicht gesehen hatte, und war deshalb nicht in der Lage, die Kletterkunststücke ihres einzigen Sprößlings, der wohl auf den Namen Amandus getauft war, eben fast nie darauf hörte, in Augenschein zu nehmen.

Plötzlich gab's einen Plumps!

Die Frauen schrien, Mandus brüllte, hielt sich aber durch Paddeln über Wasser, die Maschine arbeitete wie besessen rückwärts, und ein langer Bootshaken fuhr dem kleinen Passagier, der drei Minuten zu früh das Fahrzeug verlassen hatte, unsanft unter die Bluse. Pudelnaß und lautlos kam er wieder an Bord. Die herzensgute Mutter verabreichte ihm aus ihrer Herzensangst heraus vier gutgezielte Baxe, auf jede Gesichtshälfte zwei, und der wohlgetroffene Schößling bestätigte den Empfang in seiner gewohnten durchdringenden Weise. Denn er war ein denkendes Wesen und hatte längst erkannt, daß in dieser Handhabung der mütterlichen Gewalt eine himmelschreiende Rechtsverletzung vorlag. Dieses abgründliche Unrecht konnte auch durch die darauffolgende Autofahrt, die allererste seines Lebens, nicht wieder gutgemacht werden. Was aber nun kam, ein dreitägiger Bettarrest und zwei volle Liter gallenbitterer, glühheißer Fliedertee, empfand er geradezu als einen Ausfluß mütterlicher Grausamkeit.

Sogar die Gutmütigkeit seines Vaters, der sich als Alleinherrscher einer tiefgelegenen Köhminsel an der Ecke der Langen Reihe betätigte und der für seinen einzigen Sohn und Nachkommen mehr als eine kleine verzeihliche Schwäche besaß, versagte bei dieser schönen Gelegenheit. Er kam wohl im Laufe der drei Martertage hinter der Tonbank hervor, ließ einmal sogar zwei durstige Autokutscher eine ganze Weile nach Bier lärmen, um Amandus, den Kranken in der Einbildung seiner Mutter, in der Hinterstube zu besuchen, allein dieser ehrenwerteste aller Schankwirte von St. Georg und Umgegend begnügte sich, nachdenklich vor dem Krankenbett stehenzubleiben und den dicken, spärlich bewachsenen Schädel zu schütteln. Tief enttäuscht und schwer gekränkt drehte sich Mandus der Wand zu, denn die väterliche Belobigung, daß er sich so tapfer über Wasser gehalten hatte, wollte und wollte nicht kommen. Sie kam auch nicht, als er sich am dritten Morgen ohne körperliche Schäden von seinem Qualenbett erheben durfte.

Dieses Abenteuer blieb nicht ohne Folgen. Mit den Jahren wuchsen sie und wurden immer offenkundiger. Das Wasser zog den Jungen an wie ein Magnet den Eisenspan. In jeder Form und Menge übte es auf ihn diese seltsame Wirkung. Beim Wäschewaschen mußte er solange in der größten Balje herumpantschen, bis die Springflut in der Küche fertig war, worauf ihm die hochempörte Mutter ein nasses Handtuch um die Ohren schlug, daß es nur so knallte.

Weiterhin ließ Mandus auf dem Schulwege keine einzige Pfütze aus, und mußte er darüber auch einen ganz langen Umweg machen. Spazieren ging er am liebsten im strömenden Regen, wozu ihm in der nassen Freien Hanse- und Vaterstadt reichlich Gelegenheit geboten wurde.

Da er von seiner Mutter den anschlägigen Kopf und von seinem Vater die unerschütterliche Dickfelligkeit geerbt hatte, vermochte er den Gefahren der Schule viel ruhiger entgegenzusehen als die meisten seiner befähigteren Kameraden. Er saß nie auf der ersten Bank, davor bewahrte ihn die väterliche Mitgift, siedelte sich aber auch nie auf der letzten Bank an, das verhinderte schon sein Mutterwitz. Bei sehr trocknem Wetter setzte er sogar seine Lehrer durch ein ungewöhnliches Maß von Aufmerksamkeit manchmal in helles Erstaunen. Dafür hielt er sich an nassen Tagen schadlos. Dann vermochten ihn nur Geschichten wie der Zug der Kinder Israels durch das Rote Meer oder Der Prophet Jonas im Walfischbauch zu fesseln. Um so zerstreuter war er, wenn etwa die Dampfmaschine oder die Eisbildung auf dem Lehrplan standen. Für diese unnatürlichen Zustände seines geliebten Elements war er fast gar nicht zu haben.

Dagegen vernahm er mit ungeheurer Genugtuung aus dem Munde des Naturgeschichtslehrers, daß der menschliche Körper zu siebzig aus Wasser bestehe und daß die Salzmischung im Körper genau dem Salzgehalt des Ozeans entspreche.

Na also! sprach er auf dem Heimweg zu sich selber und tippte sich mitten auf die Stirn.

Auch in seinen schulfreien Stunden, Tagen und Wochen trat er von Jahr zu Jahr in immer innigere Fühlung mit dem nässenden Hahzweio, der Quelle alles Erdenlebens.

Mit zehn Jahren schwamm und tauchte er schon besser als ein sechsmonatiger Erpel. Jeden Tag mußte Mandus wenigstens eine Stunde im Wasser zugebracht haben. Meistens tat er es nicht unter drei. Nur wenn ihm die Schularbeiten gar zu arg auf den Nägeln brannten oder die

Mutter heimtückischerweise den Reetstock einweichte, kam er eine Viertelstunde eher nach Hause. Zuerst machte er die Alster, dann die Bille und endlich die Elbe unsicher und frönte seiner Leidenschaft sogar in der höchst gefährlichen Zeit, als Herrn Hagenbeck ein gänzlich ungezähmtes Nilkrokodil ausgekniffen war und ganz Hamburg und Umgegend die denkwürdigen Zeilen sang:

„Drunten in der Elbe
Schwimmt ein Krokodil,
Wackelt mit dem Schwanze:
Was das Tier wohl will?"

Und so kam es, daß Amandus Frixen, um es mit einem Wort, das die wasserscheuen Leute erfunden haben, rund und voll auszudrücken, ein wahrhaftiger und vollkommener Wassernarr wurde.

Seinen Mitschülern blieb das nicht verborgen, und sie neckten ihn gern, wenn sie auf dem Trocknen waren. Bald hatte er auch seinen Spitznamen weg. Der Naturgeschichtslehrer nämlich, der das Scherzen liebte, rief einmal den unaufmerksamen Amandus mit den Worten an: „Frixen, du schwimmst wohl schon wieder im Atlantischen Ozean herum? Ist denn in der Reihe deiner Ahnen ein Butt gewesen?" Und so blieb der Butt als Buttje an ihm hängen. Und dabei paßte der Name ganz und gar nicht.

Amandus Frixen war alles andere, nur nicht so klein und dick wie ein Butt. Schlank und schmal, aber sehnig und kräftig, sah er eher einem Hecht ähnlich. Im Sommer etwas abgezehrt von seiner Wasserleidenschaft, setzte er im Winter dank seines unverwüstlichen Appetits immer ein paar Speckringe an. Denn essen konnte er, daß es sogar das heimliche Grauen der liebenden Mutter erregte. Essend stand er morgens auf, essend betätigte er sich tagsüber, und essend legte er sich ins Bett, sogar seine Träume waren Appetitträume.

Kündeten Kanonenschläge vom Stintfang und vom Stadtdeich Hochwasser an, so war Mandus durch nichts mehr zu halten. Sogar mit hungrigem Magen lief er davon.

Auf einer Kohlenschute durch die Flete zu fahren, deuchte ihn schöner als alles Pfannkuchenessen. Seine Seligkeit aber war das Segeln auf der Alster. Kam er nicht alle acht Tage mindestens dreimal bis auf die Haut durchnäßt nach Hause, so war's nur ein halbes Leben.

Den Entwässerungsplänen seiner Mutter war er kraft seiner hanseatischen Durchtriebenheit vollkommen gewachsen. Der Vater aber, der eine harte Jugend hinter sich hatte, wollte ihm die Freude nicht verderben. Denn die Zeit, in der es für den Jungen keine Schule und keine Ferien mehr gab, kam ja mit jedem Tag näher und näher. Bis dahin mochte er seine Freiheit genießen!

Amandus merkte es bald, daß ihm der Vater die Stange hielt, und richtete sich danach. Versäumte er in seiner Wasserhast einmal die Schule, so brachte Vater Frixen die Sache beim Rektor persönlich in Ordnung. Nur wenn Amandus zufällig eine Turnstunde schwänzte, konnte er sich hinterher selbst schmählich ärgern.

So wuchs er bis zu seinem vierzehnten Jahre immerhin zur Freude seiner Eltern heran.

Hier aber sollte die Lust plötzlich ein Ende nehmen. Schon bei der Konfirmation hatte der Vater ein ungewöhnlich ernstes und strenges Gesicht aufgesetzt. Als Amandus mit der Schulmappe zum letzten Male nach Hause kam, steckte ihm der Vater ohne weitere Erklärungen eine weiße Serviette unter den Arm und hieß ihn drei Glas Bier an den Kutschertisch tragen, dann fünf Schnäpse zu den Pflasterarbeitern, die daneben Mittagspause hielten, und endlich in die Küche zur Mutter springen, um die bestellten sechs Eisbeinportionen heranzuschleppen. Amandus, der sich seit einem halben Jahre gern Mandus nennen hörte und sich am liebsten M a n d u s geschrieben hätte, gehorchte, ohne zu mucken. Kaum war die Mittagspause vorüber, mußten die dreizehn Messinghähne der Likörfäßchen blitzblank geputzt, die Tränkeimer für die Pferde gefüllt und ein neues Faß aus dem Keller geholt werden. Dazwischen ging fortwährend die Tür, und der Durst nahm kein Ende. Im Handumdrehen war der Abend da, die Stube füllte sich wieder, und Mandus mußte wie ein Windhund zwischen den Tischen und der Tonbank hin und her springen. Die Luft wurde dick und erschwerte das Atmen, und der kalte Zigarrenrauch hing ihm wie ein Schleier vor den müden Augen. Kaum hatte er sich auf eine Stuhlkante niedergelassen, schreckte ihn der laute Zuruf eines Durstigen oder die gellende Glocke von der Tonbank wieder auf.

So ging es bis in die späte Nacht. Er hatte gar keine Zeit, über sich selbst nachzudenken. Kraftlos fiel er ins Bett und schlief tief und traumlos.

Am nächsten Morgen in der Frühe weckte ihn die elektrische Glocke hoch über seinem Bett, das in der Dachkammer stand. Jetzt ging das Leiden wieder los! Er brauchte diesmal wieder eine halbe Stunde Zeit zum Aufstehen, während er sonst in drei Minuten zum Kaffeetisch gefunden hatte.

Beängstigende Zeichen seines Verfalls drängten sich ihm auf. Sein glänzender Appetit war wie weggeblasen, die Knie zitterten, der Rücken schmerzte, die Finger waren steif, vor den Augen flimmerte es ihm, und ein schwerer, drückender Bierdunst lagerte auf seinem Hirn wie eine Novembernebelbank auf der Elbe.

Der Vater nahm keine Notiz davon. Mandus fragte ihn im Vorbeigehen, wann denn der neue Kellner käme. Aber Herr Frixen schaute seinen eingeborenen Sohn nur recht bedeutsam an, spülte mit einem Gläschen kristallhellen Kümmels den schändlichen Kaffeegeschmack aus der Kehle und hielt es nicht einmal für nötig, mit dem Kopfe zu wackeln.

Nun endlich ging dem guten Mandus ein helles Licht auf über das von seinem Vater für ihn beschlossene Verhängnis, und er nahm sich, ohne seine Pflichten als Schankgehilfe zu vernachlässigen, zwei Tage lang Zeit, über die Verwirklichung seiner Zukunft aus eigener Kraft nachzudenken.

Die gottverlassene Kreatur.

Am dritten Mittag legte er plötzlich die Serviette hin und erklärte kurz und bündig: „Kellnerspielen paßt mir nicht!"

Sie waren gerade mit der Suppe fertig, und Frau Frixen brachte den Schinken und die Spargel herein, als Mandus diese Bombe unter das Gewölbe des häuslichen Friedens legte. Dem Vater blieb vor Schreck und Staunen eine heiße Kartoffel im Halse stecken und machte ihn vorderhand unschädlich. Mit knapper Not konnte die Mutter die dampfenden Nahrungsmittel bis zum Tische bringen. Dann aber ergoß sie über ihren ungeratenen Sprößling eine wahre Sintflut von Scheltworten. Mandus war das gewohnt und ließ dieses akustische Gewitter über sich ergehen, ohne auch nur ein einziges Mal mit der Wimper zu zucken.

Unterdessen hatte der Vater die heiße Grundbirne bezwungen und seine Kehle durch ein Glas Bier gekühlt. Damit war er wieder Herr über sein körperliches Ich geworden, und er machte sich nun, ohne seinem vierzehnjährigen Jungen auch nur einen Blick zu schenken, mit der größten Seelenruhe über den Schinken her.

Diese Nichtbeachtung brachte Mandus nahe ans Heulen. Er schluckte es aber noch hinunter und schrie mit halb erstickter Stimme: „Alle werden gefragt, was sie werden wollen, bloß ich nicht!"

Der Vater ließ sich den Schinken schmecken, die Mutter aber schaltete nun sämtliche sanften Flötentöne aus und verlas ob dieser unerhörten Frechheit ihrem einzigen direkten Nachkommen so gründlich die Leviten, daß jeder andere an seiner Stelle sofort beigedreht hätte. Mandus aber blieb verstockt.

„Fliegenwirt werd' ich nicht!" keuchte er.

Dieses stolze Wort füllte das Maß seiner gesellschaftlichen Sünden bis zum Rande. Der Vater warf nun einen langen Blick nach Mandus, der mit rotem Gesicht hinter dem Stuhl stand, ging aber danach wieder mit seinen kleinen, wasserblauen Äuglein, die auf allzu reichlichen, jedoch nicht ganz freiwilligen Alkoholgenuß deuteten, in der zerlassenen Butter vor Anker, die auf seinem Teller Schinken und Spargel liebevoll und gelblich verband. Er wußte die Leitung der Angelegenheit in den besten Händen. Denn seine dünne, rüstige Frau stand bereits mit hochgeschwungenem Kochlöffel vor Mandus, dem nichtsnutzigen Brecher des Familienfriedens.

„Fliegenwirt?" kreischte sie. „Fliegenwirt! Ist mir schon so ein ungeratener Mensch vorgekommen! Vierzehn Jahre liegt er nun schon seinen armen, kranken Eltern auf der Tasche. Und schimpft seinen Vater Fliegenwirt! Das ist eine Beleidigung! Junge, du kommst noch einmal in die Hölle dafür. Seinen alten, kranken Vater so zu verschimpfie-

ren! Ist mir das heutigestags eine gottlose Jugend! Und dabei ist er erst vor vierzehn Tagen an den Tisch des Herrn getreten. Das ist nun der Dank für die vielen Wohltaten! Man rackt und plackt sich den ganzen Tag, daß der Junge einmal in lauter Gutsein und Wohlleben sitzen kann. Und dafür tritt er das Elternherz mit Füßen! Jawohl, mit Füßen!"

Hier senkte sie den Kochlöffel zweimal sehr lebhaft gegen das eigene, ihrer Meinung nach völlig mißratene Fleisch und Blut. Mandus jedoch wich mit einem Sprung zurück und rief mit zornbebender Stimme: „Wenn du mich schlägst, lauf' ich fort! Ganz einfach!"

Jetzt legte der Vater Messer und Gabel hin, während die Mutter mit einem jämmerlichen Schrei in den Stuhl zurückfiel, ihr Gesicht in die Schürze hüllte und wimmerte: „Wie konnte mich der himmlische Herr so strafen? Was hab' ich denn getan, daß ich so ein gottverlassenes Geschöpf auf die Welt gebracht habe?"

Sofort erholte sie sich aber von ihrer Jammerei und zischte nun ihren Mann folgendermaßen an: „Du bist daran schuld! Du ganz allein. Du hast dem Jungen immer alles durchgehen lassen. Jetzt schimpft er dich Fliegenwirt! Das geschieht dir schon recht! Und an seiner eigenen Mutter will er sich vergreifen! Aber ich hau' ihn in kleine Stücke!"

Und schon war sie wieder auf den Beinen, schwang den gesunkenen Kochlöffel hoch und fuchtelte damit so gefährlich durch die Luft, daß Mandus seinen Rückzug bis zur Tür fortzusetzen für geraten fand.

(Fortsetzung folgt.)

„Aus guter alter Zeit."

Ein altdanziger Lotteriespiel.

dp. Wissen Sie, was eine Ovaterne ist? Geben Sie sich bitte keine Mühe! Sie werden es nicht erraten. Es verbirgt sich hinter dem klangreichen Namen bestimmt keine Aktiengesellschaft oder ein neues Industrieprodukt oder ein besonders wirksames Heilmittel. Sondern eine Ovaterne war — um das Rätsel gleich der Lösung näher zu bringen — vor etwa 150 Jahren der Traum so manches ehrsamen Bürgers der Freien Stadt Danzig von einer durch unversehenes Glück gefüllten Börse. So, wie manche Leute heute träumen von dem in nebelhaften Fernen schwimmenden „Großen Los".

Als nämlich vor 150 Jahren der Säckel der Stadt Danzig jene Leere aufwies, die bisher gelegentlich wohl noch jeden Stadt- und Staatssäckel ausgezeichnet hat, kam ein hochweiser Rat der Freien Stadt auf den Gedanken, das fehlende Geld auf dem Wege über eine Lotterie in die Kassen zu leiten. Da aber eine Lotterie auch für den Veranstalter ein Zufallspiel ist, das nicht immer zugunsten des Bankhalters ausfallen muß, hielt es der Rat der Stadt für weise, nicht selbst als Unternehmer aufzutreten, sondern das Risiko anderen Schultern aufzubürden. Nach solchen Erwägungen erschien am 5. Dezember 1774 eine amtliche Bekanntmachung, in welcher der Bürgerschaft zu wissen gegeben wurde, daß „nach dem Beschluß sämtlicher Löblicher Ordnungen dieser Stadt eine Zahlenlotterie errichtet werden solle, die sicheren Entrepreneurs, so hiesige Bürger sind, angetragen werden solle. Doch solle die Lotterie unter publique Aufsicht gestellt werden." Die Interessenten sollten sich am 8. Dezember 1774 auf dem Rathause bei der zuständigen Deputation melden. Besagte Deputation wird an jenem Tage nicht vergeblich auf kapitalkräftige Finanzleute gewartet haben; denn schon am 5. Mai 1775 wurde ein Konzessionsvertrag abgeschlossen, auf Grund dessen die Entrepreneurs „Em. Hochedl. und Hochw. Rahte" für die Lotterie jährlich eine ansehnliche Summe zu zahlen hatten. Außer diesem Betrag hatte das „Generalcomptoir der Lotterie" noch gewisse Abgaben für wohltätige Zwecke zu leisten, denn es heißt weiter in der Konzessionsurkunde: „Die aber zur Erziehung oder Aussteuer armer Mädchen anderweitig aus dergleichen Lotterien fallenden Gelder, sind hierselbst der Hohen Obrigkeitlichen Disposition überlassen worden." Man hat auch damals gut verstanden, die Reklametrommel zu rühren und die Wohlfahrt in den Dienst des Geschäftes zu stellen, was aus folgendem Aufruf hervorgeht: „Das Publikum wird genugsam erfahren, daß die gantze Einrichtung dieser Lotterie mit einer warmen Behertzigung der öffentlichen Wohlfahrt sowohl als auch mit einer uneigennützigen Sorgfalt für die Unterstützung der Armen und Huelfsbeduerftigen verknüpft sey, wodurch selbige Lotterie um so viel mehr auf den Beyfall und das Zutrauen des Publici Anspruch zu machen befugt ist."

Das Lotterieverfahren jener Tage unterscheidet sich wesentlich von dem heute üblichen. Es gelangten für jede Lotterie nur 90 Nummern von 1—90 zur Ausspielung. Jede Nummer war mit dem „Tauff- und Zunahmen" eines armen Mädchens aus dem Spend- und Waisenhause verknüpft. Diese Verbindung zwischen Zahl und Mädchennamen hatte einen wohltätigen Zweck; denn die mit einer Glücksnummer genannte Spendhausinsassin erhielt eine kleine Prämie. Bei jeder Ziehung wurden von einem Waisenknaben nur fünf Losnummern als Gewinne aus der Urne gezogen. Da aber die 90 Nummern in den verschiedensten Variationen besetzt werden konnten, so waren fast unbegrenzte Spielmöglichkeiten vorhanden. Zunächst konnte man eine der 90 Nummern besetzen, was ein simpler Zug oder eine „Etratte simplice" genannt wurde. Kam die besetzte Nummer aus der Urne, erhielt der Gewinner den 15fachen Einsatz. Wer höhere Beträge ohne höhere Einsätze gewinnen wollte, konnte darauf wetten, daß die von ihm belegte Nummer bei dem 1., 2., 3., 4. oder 5. Zuge des Waisenknaben herauskommen würde. Für ein solches Los gab es im Gewinnfall den 75fachen Betrag des Einsatzes. In der gleichen Weise konnte auch für zwei Gewinnnummern die Ziehungsfolge bestimmt werden. Wer einen solchen glücklichen Griff getan und eine sogenannte Ambe gezogen hatte, dem war das 270fache Geld sicher. Den mit 5300 multiplizierten Einsatz erhielt der Gewinner einer Terne. Er mußte dann allerdings drei Gewinn-Nummern in der aus der Urne gezogenen Folge richtig erraten haben. Und wer — man versuche die Götter nicht — eingangs erwähnte Ovaterne gewinnen wollte, mußte schon den sagenhaft glücklichen Einfall gehabt haben, unter den 90 auszuspielenden Nummern erstens einmal vier Gewinnzahlen richtig herauszufinden und zum zweiten hatte er für diese vier Nummern richtig anzugeben, in welcher Reihenfolge der Waisenknabe sie aus der Urne ziehen würde. Solcher den Neid der Götter provozierender Glücksfall wurde mit dem 60 000fachen Einsatz belohnt.

Zur Bequemlichkeit eines „verehrten Publikums" waren in den einzelnen Stadtbezirken Kollekteure mit dem Verkauf der Lose betraut, für welche Arbeit ihnen sechs Prozent vom Umsatz zustand. Der Kollekteur mußte jeden Einsatz annehmen und darüber dem Spieler eine Quittung aushändigen. Dieser Revers hatte jedoch nur provisorischen Charakter. Am Tage vor der Ziehung mußte beim Kollekteur die endgültige von dem „Generalcomptoir" ausgestellte Quittung abgeholt werden, die erst als vollwertiges Los galt. Es konnte am letzten Tag noch passieren, daß man seinen Einsatz wieder zurückerhielt, falls der Zentralstelle bei zu hoch oder zu stark besetzten Nummern das Risiko zu groß erschien. Da die Spielausweise handschriftlich ausgestellt wurden, bestand leicht die Gefahr von Unregelmäßigkeiten. Um dem zu begegnen, war das Generalcomptoir verpflichtet, am Tage vor der Ziehung ein Protokoll aufzustellen, in dem alle Spielausweise mit Nummern und Einsätzen verzeichnet werden mußten. Dieses Protokoll, das bei Streitigkeiten als entscheidend galt, wurde in einem dreifach verschlossenen Schrank aufbewahrt. Die einzelnen Schlüssel befanden sich in verschiedenen Händen, so daß nur in Gegenwart der drei Schlüsselinhaber der Schrank geöffnet werden konnte. Man glaubte so ein nachträgliches „corriger la fortune" ausgeschlossen zu haben.

Die erste Ziehung ging, wie aus einer gedruckten Gewinnliste zu ersehen ist, am 16. November 1775, nachmittags 3 Uhr, vor sich. Es wurden in der angegebenen Reihenfolge die Nummern 36, 1, 66, 27 und 62 gezogen. Leider verschweigt die Chronik, ob einem glücklichen Bürger der Freien Stadt eine Ovaterne in den Schoß gefallen ist. Das 60 000fache Geld! Wer könnte es heute nicht auch gebrauchen!

Ledab hat ein gutes Herz.

Kriminalskizze von **Peter Prior.**

Nach langweiliger Fahrt war der Taschendieb Ledab, im D-Zug von Wien kommend, frühmorgens auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin angelangt. In gar übler Laune. Die Unsicherheit der wirtschaftlichen und politischen Lage sowie das schlechte Wetter beeinflußten sein überaus empfindliches Nervensystem, obwohl er sich um Politik nicht kümmerte und, was die Wirtschaft betrifft, nicht einmal einen Reisekoffer besaß. Ein Fehlschlag unangenehmster Art — sechs Monate Kerker hatte Ledab in Wien abgesessen — trennte ihn von seinem besten Freund Baluk, der vielleicht jetzt in Monte Carlo oder sonstwo weilte, wenn er nicht „saß“. Von Wien hatte Ledab die Nase gründlich voll. Auch war er ausgewiesen worden. Ein kleines Geschäft an einer Marktfrau versetzte ihn gleich nach seiner Entlassung in die Lage, rasch zu verschwinden. Ohne einen Pfennig Geld, hungrig und müde saß er nunmehr auf dem Bahnhof. Natürlich der übliche Betrieb. Mit ernsten Blicken beobachteten zwei junge kräftige Polizeibeamte in Uniform das Treiben. Ledab trat an einen Rauchwarenstand und sehnte sich nach einer Zigarette. Dann stellte er sich in eine Ecke und reinigte seine Schuhe mit seinem Taschentuch, das noch aus Bukarest stammte. Aus dem vornehmen Laden mit den wunderschönen Verkäuferinnen.

Bei einem Blick in den Spiegel fand Ledab seine Vermutung bestätigt, daß seine Wäsche um den Hals herum sehr erneuerungsbedürftig sei. Da eilte aufgeregt eine junge Dame mit zwei Kindern, einem reizenden Mädchen und einem Knaben, an Ledab vorbei. Die rechte Tasche des hellen Mantels der Frau war aufgebauscht. Ledab stieß mit ihr zusammen. Zeige- und Mittelfinger seiner rechten Hand arbeiteten in der gewohnten Weise. Und Ledab verschwand mit der kleinen Geldtasche, die nach seiner oberflächlichen Schätzung immerhin zwanzig Mark Hartgeld enthalten konnte.

Nach einer Stunde war Ledab wieder am Bahnhof, aber rasiert, mit frischer Wäsche um den Hals und einem ausgiebigen Frühstück im Leibe. Nur eine ungarische Zeitung wollte er sich kaufen. Er hatte die lächerliche Angewohnheit, ab und zu einmal etwas aus seiner geliebten Heimatstadt hören zu wollen, in der er sich nicht mehr sehen lassen durfte. Er musterte am Stand die Zeitungen. Beim Lesen kam stets sein Geburtsfehler zum Vorschein, was Ledab nicht angenehm war: Er schielte auf dem linken Auge. Seine Zeitung in der Tasche, zog er sich zum Ausgang zurück. Es war ihm plötzlich unheimlich zumute, er witterte Kriminalpolizei. Er hatte eine feine Nase für solche Dinge. Aber da stand ein Haufen Neugieriger um die junge Dame mit den zwei Kindern. Ledab hatte den Fall schon längst vergessen. Es waren ja nur sechzehn Mark in der Geldtasche und drei Fahrkarten. Die Dame aber weinte. Und zwei abseits der Gruppe stehende Frauen erzählten sich, daß der Dame die Geldtasche mit drei Fahrkarten von Wien nach Hamburg gestohlen worden sei. Sie habe Bekannte in Berlin besuchen wollen und sitze jetzt fest. Kein Geld, keine Fahrkarten . . . die Bekannten seien auch nicht anzutreffen gewesen. Schrecklich! Ledab horchte. Die Dame sprach jetzt, die Kinder heulten. Das war Dialekt, unverfälschter Wiener Dialekt. Und Ledab schwärmte für die Wienerinnen. Ja! Aber die Fahrkarten! Schnell entfernte er sich, denn er hatte unweit des Bahnhofes die Tasche mit den Fahrkarten in ein Gebüsch geworfen, nachdem er das Geld herausgenommen hatte. Die Luft war rein um das Gebüsch. Ein Griff — Ledab hatte die Fahrkarten in der Hand. Die Geldtasche blieb im Buschwerk liegen. Als Ledab zurückkehrte, stand die Dame immer noch mit den Kindern auf dem Vorplatz. Ein Mann schien Geld zu sammeln für ein Telegramm, oder was da los war. Leise strich Ledab an der Dame vorbei, sein Zeige- und Mittelfinger verschwanden mit den Karten in der Tasche des hellen Mantels.

Als Ledab aber, eine gewisse Genugtuung im Herzen, verschwinden wollte, hielt ihn eine starke Hand fest. Zwei freundliche Herren hatten ihn in die Mitte genommen. „Fort, fort, Herr Ledab!“ sagte der eine von ihnen. „Kein Aufsehen! Wie konnten Sie, ein Dieb von Ihrem Format, sich an der Frau bereichern? Pfui!“ Das wurmte. — „Junge, schöne Frau“, schrie Ledab zurück zur Gruppe, „die Fahrkarten stecken in Ihrer Tasche!“ Er sah noch, wie die Frau erfreut die Fahrkarten zeigte. Dann verschwand er mit den beiden Herren. Im D-Zug war er angekommen, im Auto fuhr er nach dem Polizeipräsidium. „Man hat uns schon von Ihrer Abreise nach Berlin benachrichtigt, Herr Ledab!“, sagte der Kriminalkommissar. „Sie müssen sich endlich Ihr Schielauge operieren lassen, was jeder Spezialarzt kann. Und schließlich haben Sie der Dame in die Manteltasche gegriffen, und ausgerechnet in Berlin am Anhalter Bahnhof!“ — „Ich habe der Dame aber etwas hineingesteckt“, rief Ledab, „die Fahrkarten!“ — „Die haben Sie ihr aber erst gestohlen“, lachte der Kommissar. — „Das müssen Sie mir beweisen!“ antwortete Ledab. Aber man sperrte Ledab doch ein, verwies ihn des Landes und behielt nur sein Bild da. Wo mag er heute stecken?



Bunte Chronik



Ein zielsicherer Schütze.

Im Kampf für und gegen die Prohibition in Amerika spielte eine Flasche Bier eine große Rolle, die der Senator Houser, einer der eifrigsten Vorkämpfer gegen den Alkohol, stets bei sich führte und in seinen Versammlungen zur Abschreckung aller Trinklustigen zur Schau stellte. In dieser Flasche war nämlich noch echtes Bier enthalten, das aus der Zeit vor der Prohibition stammte. Houser hatte diese Bierflasche für den Fall des Verlustes oder der Vernichtung mit 100 000 Dollar versichert. Bisher ging alles gut. Aber unlängst erreichte die Flasche doch ein unerwartetes Schicksal. Als Houser wieder einmal eine seiner Propagandareden hielt und dabei seine Flasche Bier demonstrierte, erhob sich plötzlich aus der Versammlung ein Mann, offenbar ein Anhänger des Alkohols, zog einen Revolver aus der Tasche und schoß Housers Propagandaflasche mit einem Schuß zusammen. Außer dem Ärger hat Houser nun auch noch einen Prozeß, denn die Versicherungsgesellschaft weigerte sich, die vereinbarte Versicherungssumme zu zahlen, weil der Fall der Zerschießung in den Versicherungsbedingungen nicht enthalten sei. Die „Nassen“ und die „Trockenen“ in Amerika sind nun gespannt darauf, wie der Prozeß um 400 000 Mark für eine kleine Bierflasche ausgehen wird.



Lustige Ecke



Der ganze Vater.



Der sechsjährige Robert: „Himmelkreuzdonnerwetter — was is'n das heute wieder for 'ne Wirtschaft! Wenn das Essen nun nicht bald kommt, schlag' ich alles kurz un klein! Hast's denn jehört, Mutter?“

*

* **Spitzig.** Frau Gerichtsaktuar Dünkelmeier: „Einen schönen Hut haben Sie, Frau Kanzleisekretär Schlotterbein. Schon vor zwei Jahren hat er mir gefallen, jetzt bin ich aber geradezu von ihm begeistert.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.